

(Nachdruck verboten.)

## 11) Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Das haben wir nicht nötig,“ unterbrach sie ihn, „Dein Freund wird Dir wieder aufs Ungefähr antworten.“

„Also, was willst Du?“

„Es kommt nur auf eine Probe an. Darum versuchst Du es nicht mit Fauchon? Ihr eßt zusammen, wohnt im gleichen Hause, Du könntest ihn beobachten.“

„Der arme Junge!“

„Du denkst an ihn, wenn es sich um uns handelt, wägst ein kleines Unwohlsein, das Du ihm verursachen kannst, mit unserem Glücke ab! Ich dachte nicht an den gestörten Schlaf des Herrn Courteheuse, als ich des Nachts in sein Zimmer als Schlafwandlerin trat, und dennoch verursachte ich ihm einen fürchtbaren Schrecken, wie er mich nach den Motten hastend um sein Bett herumlaufen sah. Glaubst Du, daß ich an ihn denken werde, wenn ich morgen oder übermorgen ihm Sulfonal beibringe?“

„Aber ich kann mir gar nicht denken, auf welche Art ich es Fauchon nehmen lassen könnte!“

„Auf dieselbe Art, auf die ich es Courteheuse nehmen lasse: einfach in einem Grog; nichts ist leichter, da Ihr zusammen wohnt, als daß Du ihm einen Grog anbietest und bis zu dem Augenblick, wo er einschlafen wird, bei ihm bleibst und alles genau beobachtest. Morgen teilst Du mir Deine Wahrnehmungen mit. Da es unklug wäre, Gelanie schon wieder fortzuschicken, so werde ich Dich, wenn der alte Bonluois fortgegangen ist, im Bureau aufsuchen, und wir besprechen dann unser künftiges Rendezvous.“

### XII.

Wie sie vorausgesagt, erschien sie Sonnabends, nachdem Bonluois das Bureau verlassen hatte, vor der Thüre desselben und blieb mit trefflicher Unschuldsmiene stehen, als hätte sie nur einige Worte im Vorbeigehen zu sagen.

„Ich bleibe hier. Wir können uns sehr gut leise unterhalten. Verlaß Deinen Platz nicht. Nun, wie ist es gegangen?“

„Er hat um acht Uhr seinen Grog geschlürft, ohne etwas zu spüren. Der Schlaf hat sich um elf Uhr eingestellt. Des Morgens um halb sieben Uhr schief er noch so fest, daß ich Mühe hatte, ihn munter zu machen; er war wie betäubt.“

„Das ist ausgezeichnet. Ein einziger Punkt stört mich: Es ist selten, daß wir vor halb acht Uhr speisen; insolge dessen nimmt Herr Courteheuse seinen Grog nicht vor halb zehn Uhr; der Schlaf träte also erst um ein Uhr ein, das ist zu spät.“

„Also?“

„Also: von heute ab werde ich das Abendessen zeitiger auftragen lassen.“

„Wird er sich das gefallen lassen?“

„Hält Du mich für so einfältig, daß ich vor einer derartigen Schwierigkeit stehen bliebe: künftighin werden wir um halb sieben Uhr essen; um halb neun wird er seinen Grog trinken; um elf Uhr wird er schlafen; um Mitternacht werde ich in Deinen Armen sein. Das ist alles so pünktlich, wie ein Eisenbahn-Fahrplan.“

„Und wie werde ich hineingelangen?“

„Einfach durch die kleine Hofthüre. Wenn meine Nachtlampe vor dem ersten Fenster brennt, so erwarte ich Dich; steht sie vor dem zweiten Fenster, so ist irgend ein Hindernis eingetreten. Von fünf Minuten vor zwölf Uhr an werde ich auf der Lauer sein und Dich in den Salon führen, wo wir dann drei volle Stunden vor uns haben. Glaubst Du nicht, daß es dort besser sein wird, als im Pavillon? Was sagst Du dazu?“

„Bin ich nicht Dein Werkzeug? Denkst Du nicht, willst Du nicht statt meiner? In Wirklichkeit sind meine Worte nur eine Wiederholung der Deinigen, heiter, zärtliche, verliebte . . .“

„Immer verliebte; aber was Du mir da sagst, kann ich mit noch viel größerem Rechte zu Dir sagen . . .“

„Ob!“

„Aufrechtig. Wenn es zwischen uns einen dirigierenden

Willen giebt, so ist es der Deinige: wenigstens in dem Sinne, daß ich keinen anderen Gedanken habe, als Deinen Wünschen zuzukommen und sie zu befriedigen. Wenn Du mich anblickst, so machst Du aus mir, was Du willst, ich gehöre Dir an; ich würde mich ins Wasser werfen, ich würde durchs Feuer gehen, ich würde mit Lächeln auf den Lippen jeden tödten, der uns störte. Blickst Du mich nicht an, so bekümmert mich nichts anderes, als zu wissen, an was Du denkst, was Du wünschst, was ich thun soll.“

Zu diesem Augenblick wurde das Gitterthor von einem Bauern geöffnet.

„Ich werde in den Pavillon eintreten,“ sagte sie mit noch leiserer Stimme, „und von dort werde ich Dich immer ansehen. Blicke auch Du nach mir, damit unsere Augen unser Gespräch fortsehen. Auf heute Abend!“

Trotz der Versicherung, daß sie die Essensstunde beschleunigen würde, war sie doch nicht ohne Unruhe über den Verlauf des Abends und über die Schwierigkeiten, auf welche sie stoßen könnte, wenn sie ihrem Mann das Sulfonal eingäbe.

Courteheuse pflegte des Morgens frühzeitig in sein Bureau herabzukommen; des Abends hingegen arbeitete er nur in ganz ausnahmsweise dringenden Fällen. Wenn er den Tag hindurch seine Geschäfte emsig erledigt hatte, so liebte er es, lange beim Diner zu sitzen. Nach demselben nahm er, wenn es die Bitterung erlaubte, seinen Kaffee im Pavillon; hier saß er, seine Frau neben sich, las Zeitungen und rauchte eine Pfeife nach der anderen bis zum Schlafengehen. Kamen Leute auf dem Quai vorüber, die ihm zuzagten, so hielt er sie wohl ein Weilchen auf und plauderte mit ihnen vom Balkon herab über die Tagesereignisse oder das Wetter; jedoch lud er niemals jemand ein, hereinzukommen und eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier anzunehmen, denn er war in Bezug auf Gastfreundschaft seinen jugendlichen Vauernsitzen treu geblieben und verabschiedete es, irgend eine Ausgabe zu machen, die ihm nichts einbrachte.

Zu der ersten Zeit ihrer Ehe hatte seine Frau ihn bisweilen gebeten, einen Spaziergang an den Ufern der Seine oder auf den Wiesen zu machen; allein er war dabei so einsilbig, prosaisch und nützlich, daß sie schließlich auf diesen Wunsch verzichtete. Wenn sie noch ausgingen, so geschah dies höchstens auf den Vorschlag Turlures, der manchmal über den Quai herkam und sie mitzugehen bat. Courteheuse liebte es, über Politik mit ihm zu sprechen oder vielmehr zu streiten, denn sie waren nie derselben Meinung. Der Apotheker war Republikaner, Courteheuse im Gegentheil war Autokrat und mochte das Volk nicht leiden. Er nannte sich selbst „den Sohn seiner Werte“. Außerdem hegte er Geringschätzung gegen die formale Bildung während Turlure jeden bemitleidete, der nicht Latein verstand, und sogar mit seinen vier ältesten Söhnen, Jungen von sieben bis zwölf Jahren, nur Lateinisch sprach; selbst der jüngste, der noch kaum gehen konnte, griff bereits an die Nase, wenn ihn der Vater nach seinem nasus fragte.

Bei dieser Verschiedenheit der Gesinnung und Erziehung konnte es nicht fehlen, daß ihr Meinungsaustrausch oft etwas hitzig wurde; doch kam es nie zu einer ernstlichen Entzweiung. Wenn Turlure der Ansicht war, er habe seinen Gegner allzusehr in die Enge getrieben und vielleicht verlegt, so schloß er Frieden, indem er vorschlug, den Rückweg über die Apotheke einzuschlagen und dort einen Wageneskrig, den er vorzüglich bereite, zu nehmen. Der Notar liebte diesen Siquere und wies darum die Einladung, wie schwer er auch geärgert sein mochte, niemals zurück. Dann plauderte man noch mit Madame Turlure und ihrer Schwester. An solchen Abenden ging man also später als sonst im Notarshause zu Bette.

Hortense überlegte sich, was geschehen könne, wenn einmal zufällig Turlure vorbei käme und sie zu einem Spaziergange einlände, der sich durch eine Einteilung in die Apotheke verlängerte. Dort könnte ihr Mann, wenn sie ihm den Schlaftrunk gegeben, hinsinken, wie Fauchon, und der Apotheker würde sich gewiß über die ungewöhnliche Schlafsucht wundern, und Hortense fürchtete nicht bloß die Neugier, sondern auch die Sachkenntnis des Apothekers.

### XIII.

Es war sechs Uhr, als Courteheuse von Sotteville zurückkehrte, und fünf Minuten später trat Hortense in sein Bureau ein.



„Würdest Du ärgerlich sein, wenn wir heute um halb sieben Uhr speisten?“ frug sie mit etwas leidender Miene, die von ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit abstach.

„Warum?“

„Ich wollte zeitiger zu Abend essen, weil ich mich nicht wohl fühle; vorige Nacht habe ich sehr beschwerliche Beklemmungen gehabt, und diese schreibe ich dem frühen Schlafengehen nach dem Essen zu.“

Er hörte ihr zerstreut zu und ordnete seine Aktenhefte auf dem Tische; dabei sagte er achselzuckend:

„Wie die kränklichen Frauen doch unerträglich sind!“

„Du hast recht; wenn man aber das Unglück hat, eine dieser Frauen zu haben, so ist es das Beste, vorausgesetzt, daß man sich nicht von ihr trennen will . . .“

„Wie sagst Du?“

„Ich sage, wenn man sich aus irgend einem Grunde nicht von ihr lossagen will, so ist noch das Beste, sich in einander zu finden, um mit ihr ohne allzu heftige Zusammenstöße zu leben.“

„Was schwäkest Du mir da vor?“

„Nichts. Ich frage einfach, ob Du zeitiger essen willst.“

„Du kannst ja essen.“

„Das geht nicht leicht. Wenn man mir den Entenbraten aufträgt, so müßtest Du Deinen Teil aufgewärmt genießen.“

„Also wenn ich nicht um halb sieben Uhr essen will, so bin ich verurteilt, aufgewärmten Braten zu essen; das ist ja abscheulich!“

„Davon ist nicht die Rede; ich hätte niemals die Idee gehabt, für mich eine Ente braten zu lassen; da es nun für heute nichts anderes giebt, so käme ich dabei mit meinem Diner allzu kurz weg; übrigens ist das vielleicht das Beste; ich werde sofort mit leerem Magen zu Bett gehen und ohne Zweifel nur um so besser schlafen.“

„Also würde ich ganz allein essen; das wäre heiter!“

Es war ihm noch weniger lustig, die Abende ohne die Gesellschaft seiner Frau zu verbringen, nicht etwa aus Eitelkeitsbedürfnis, sondern aus Gewohnheit, denn sie bereitete ihm den Grog, stopfte seine Pfeifen, was ihr mit bemerkenswertem Talent gelang, und hörte auch seine Bemerkungen, Scherze oder seinen Unwillen an, die ihm die Lektüre der Tagesblätter eingaben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Explosionen und Sprengstoffe.

Die Sprengstoffe sind ein unentbehrliches Werkzeug der modernen Ingenieurkunst geworden. Aber die Elemente, welche vom Menschen gebändigt und in Form von Explosivstoffen zusammengezwängt sind, gleichen nur zu oft Dämonen und verschwören sich gegen ihren Erzeuger. Furchtbare Katastrophen beweisen dann, wie wenig wir noch dieser gefährlichen Stoffe Herr sind und in welcher großer Gefahr unsere Wohnstätten schweben, wenn, wie es leider nur zu oft geschieht, derartige Stoffe in der Nähe derselben gebildet werden.

Schon das frühe Mittelalter kannte intensiv wirkende Sprengstoffe, wie das Beispiel des griechischen Feuers beweist, dessen Bereitung zwar nicht auf uns überkommen ist, von dessen Anwendung aber die damaligen Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen so viel zu erzählen wissen, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß es ein verheerender Explosivkörper war. Ungleich älter aber ist das bekannte gewöhnliche Pulver, dessen Erfindung mit Unrecht dem mythischen Mönche Berthold Schwarz zugeschrieben wird, während es thatsächlich schon weit früher von den Chinesen verwandt wurde. Durch Jahrhunderte fast nur als Zerstörungsmittel im Kriege und zu Jagdzwecken gebraucht, mußte es für Zwecke der Technik seine Stelle an andere Sprengstoffe abtreten, welche nicht die störende Rauchentwicklung des gewöhnlichen Schwarzpulvers haben und heftiger wirken als dieses.

Zum Unterschied von anderen schnellverbrennenden und vergasenden Körpern, welche, wie z. B. Leuchtgas, ja auch heftige Zerstörungen anrichten können, den zur Verbrennung nötigen Sauerstoff aber der Luft entziehen, liegt die Eigentümlichkeit aller Sprengstoffe darin, daß in ihnen selber sämtliche Substanzen, also auch der Sauerstoff, in den für eine vollkommene Verbrennung passenden Mengen vorhanden sind, und\* in der weiteren Eigenschaft, daß sich dieselben durch Schlag, Stoß oder Entzündung fast momentan in Gasform umsetzen, in welcher sie ein Volumen einnehmen, welches jenes der festen oder flüssigen Sprengmasse um das vielhundert- oder tausendfache übertrifft. Außer von der Schnelligkeit der Explosion und der Menge des entstehenden Gases hängt ihre Wirksamkeit auch von der erzeugten Verbrennungswärme ab, weil das entstehende Gas einen um so größeren Raum einnimmt, je höher seine Temperatur ist. Vergleicht man in diesen Beziehungen z. B. Schießpulver, Schießbaumwolle und Nitroglycerin, so findet man, daß ein Gramm Schieß-

pulver bei 290 Grad Entzündungstemperatur 236 Kubikcentimeter Gas, Schießbaumwolle bei 200 Grad schon 590 Kubikcentimeter, Nitroglycerin aber bei 180 Grad Entzündungstemperatur nicht weniger als 710 Kubikcentimeter Gas liefert. Es ergibt sich schon hieraus allein die kolossale Ueberlegenheit des Nitroglycerins. Wenn man nun noch bedenkt, daß die von der Entzündungstemperatur wohl zu unterscheidende Verbrennungswärme, welche bei der Explosion entsteht, bei Schießbaumwolle und Nitroglycerin bedeutend höher ist und daß die Explosion sich weit schneller vollzieht als bei dem gewöhnlichen Schießpulver, so wird es begreiflich, daß die Ruhestelle von Pulver, Schießbaumwolle und Nitroglycerin sich verhalten wie 1 : 4 : 10.

Der hierbei entstehende Gasdruck, welchen man in der Geschütztechnik zur Berechnung der Wandstärke der Kanonenrohre sehr genau berechnen mußte, geht in die Tausende von Atmosphären und beläuft sich bei gewöhnlichem Pulver auf etwa 2000, während er bei Nitroglycerin auf 5000, bei Knall-Quecksilber aber sogar auf über 40 000 Atmosphären steigt. Um uns von diesen ungeheuerlichen Druckverhältnissen eine etwas deutlichere Vorstellung zu machen, sei es gestattet, zum Vergleich den Druck heranzuziehen, wie er in verschiedenen Wassertiefen herrscht. Der Quecksilber-Varometer giebt mit einer Höhe der Quecksilbersäule von 760 Millimeter das Gewicht des auf jedem Körper der Erdoberfläche lastenden Luftsaule bis zu den obersten Grenzen der Atmosphäre an. Eine einfache Rechnung zeigt, daß dieser einfache Atmosphärendruck jeden Quadratcentimeter Fläche mit einem Gewicht von rund einem Kilogramm belastet. Steigen wir in eine Wassertiefe von 10 Meter herab, so wiegt die auf einem Quadratcentimeter lastende Wassersäule ebenfalls ein Kilogramm und jeder dort befindliche Körper steht unter doppeltem Atmosphärendruck, welcher mit jeden weiteren 10 Metern Tiefe um eine Atmosphäre wächst, so daß in den größten in Taucherostium oder submarinem Boote für Menschen erreichbaren Tiefen von 50 bis 60 Meter immer erst ein Druck von 6 bis 7 Atmosphären herrscht. An der tiefsten Stelle der Ostsee (395 Meter) zwischen der Insel Gotland und Bindau würden wir einem Drucke von 40 Atmosphären ausgesetzt sein, und wenn wir bis zu den tiefsten, bisher geloteten Stellen des Weltmeeres (9100 Meter), welche sich zwischen Japan und Nordamerika im Stillen Ocean befinden, vordringen könnten, so würde das Manometer immerhin erst einen Druck von wenig über 900 Atmosphären nachweisen. Die Druckverhältnisse, welche in einem mit Nitroglycerin gesprengten Bohrloch im Augenblicke nach der Entzündung herrschen, würden wir erst am Boden eines 56 Kilometer tiefen Meeres erreichen und erst in einer Tiefe unter dem Wasserspiegel von 450 Kilometer, einer Strecke, welche der Entfernung in Luftlinie von Berlin nach Frankfurt a. M. gleichkommt, befänden wir uns unter dem Drucke des explodierenden Knall-Quecksilbers.

Der Weg, welcher von dem vergleichsweise harmlosen gewöhnlichen Pulver zu den rauchlosen Pulverforten und den gewaltsamsten Sprengstoffen wie Melinit, Ersatzit, Bantlastit und den explosiblen Metallverbindungen führte, war kein sprunghafter, sondern erfolgte schrittweise durch allmählichen Ersatz der drei althergebrachten Bestandteile des Schwarzpulvers: Salpeter, Kohle und Schwefel durch geeignete Substanzen. Statt des Salpeters, dessen großer Stickstoffgehalt für die Fabrikation Kaliumchlorat ein, dessen explosive Eigenschaften wohl die wenigsten ahnen werden, welche sich irgend einmal bei einer Halsentzündung oder Mandelanschwellung mit der so harmlos erscheinenden wässrigen Lösung dieses Salzes die Wunde kehle gegurgelt haben. Die Holzkohle, deren Kohlenstoff für das Bedürfnis noch lange nicht sein genug verteilt ist, ersetzte man durch Blutlaugensalz, Seignettesalz, weinsaures Kalium, Zucker und ähnliche Stoffe, und der mineralische Schwefel schied dabei gänzlich als Pulverbestandteil aus.

Vielleicht wird schon manchem, der einem der beliebten Celluloidfragen und Manschetten mit einem Streichhölzchen zu nahe gekommen ist und das heftige Aufflammen und reizend schnelle Verbrennen des betreffenden Gegenstandes beachtet hat, die dunkle Vorstellung gekommen sein, daß er einen nicht so ungefährlichen Explosivstoff, als Kleidungsstück verarbeitet, mit sich herumträgt. In der That ist nun das Celluloid ein naher Verwandter der gefürchteten Schießbaumwolle und Kollobodiumwolle und wird aus lesterer und Kampherzusatz durch starkes Pressen bei mittleren Wärmegraden zwischen 70 und 130 Grad hergestellt. Erwärmt man aber die bei 125 Grad leicht knetbare Masse nur um weitere 15 Grad, so zerfällt sich dieselbe unter explosionsähnlichen Erscheinungen, und es kam daher dem Publikum nur angeraten werden, mit dieser sogenannten Gummiwäsche recht vorsichtig umzugehen.

Weitaus gefährlicher ist natürlich die Schießbaumwolle selbst, ein Stoff, welcher außer zu ernstlichen Zwecken auch für Kindergewehre zc. Verwendung findet, und sich bildet durch Veranblung von gereinigter und entfetteter Baumwolle mit einem Gemisch von Salpetersäure und Schwefelsäure, dabei aber recht gefährlich ist, weil die Säuren aus den Baumwollfasern schwer zu entfernen sind und schließlich zur Selbstentzündung der Masse führen. Von ihm unterscheidet sich die weniger gefährliche Kollobodiumwolle nur durch eine Zuthat von Salpeter und durch ihre Löslichkeit in einem Alkohol-Weibergemisch, aus welchem sie sich als durchscheinender hornartiger Körper nach Abdunstung des Lösungsmittels ausscheidet.

→ Kollobodium ist in dem bekanntesten, von dem Schweden Nobel in



die Technik eingeführten Nitroglycerin löslich und bildet dabei die sogenannte Sprenggelatine, welche durch Kampferzusatz sehr widerstandsfähig gegen Wasser wird und das Ausgangsmaterial für alle modernen rauchlosen Pulverarten bildet. Dieselben haben in ihrem Aussehen freilich nichts mehr mit dem gewöhnlichen Schießpulver gemein, sondern präsentieren sich dem Blick als bräunliche oder gelbliche durchscheinende Tabletten oder Späne.

Die Franzosen haben sich mit der Wissenschaft von den Sprengstoffen unter allen Nationen am eingehendsten befaßt. Besonderen Erfolg haben sie dabei nicht gehabt; denn auch das Melinit erwiebs sich als so leicht zerfetzlich, daß man sich in Frankreich vor einigen Jahren entschließen mußte, sämtliches fertig gestellte Munitionsmaterial wieder zu entladen, wenn man nicht den Eintritt der belagerten Festungen durch Selbstentzündung riskieren wollte. Charakteristisch ist übrigens für viele dieser Stoffe, daß sie an freier Luft angezündet, langsam und ruhig mit mäßiger Flamme abbrennen, durch Stoß und Schlag aber im Augenblick zur heftigsten Verpuffung gebracht werden. Diese Eigenschaft teilen sie mit dem Dynamit, welches nichts weiter als Nitroglycerin ist, das man des leichteren Transports und Abmessens wegen auf Kieselgührerde oder andere poröse Substanzen gegossen hat.

Die dämonischsten unter den Explosivstoffen sind aber die sogenannten „fulminanten“. Die Mehrzahl von ihnen sind Metallverbindungen, welche durch Behandlung von Metallen mit Säuren und Alkohol entstehen. Außer dem schon genannten Knallquecksilber gehört hierher auch das Knallflber und das Knallgold und einige Chlorverbindungen, bei welchen die latenten chemischen Spannkraften in derartig labilem Gleichgewicht sind, daß oft schon die leise Berührung mit einer feinen Gefäßfeder oder ein einziger auf die Substanz fallender Sonnenstrahl genügt, um die verheerende Explosion hervorzurufen. —  
Theodor Adler.

## Kleines Aeuilleton.

— Eine Schreibmaschine im vorigen Jahrhundert. Im „Wiener Diarium“ vom 25. April 1764 hat die „Wiener Abendpost“ folgende interessante Anzeige entdeckt: „Es sind zur großen Bequemlichkeit und vollkommenen Nutzen ganz neu inventirte Maschinenschreib-tische hier zu haben, womit man sogleich 3 Briefe, oder was es auch immer wäre auf einmal zugleich schreiben kan: zum Beispiel, ein Gelehrter kan damit gleich auf einmal drei Exemplarien schreiben eines für die Censur eines für den Druck, und eines für sich selbst. Ein Ingenieur macht sich gleich 3 Plans auf ein mal; ein Kaufmann zu seiner Correspondenz oder auch für seine Berechnungen oder Conto-zetteln gleich 3 auf ein mal, wie dann auch nicht weniger ein solcher so künstlich mathematischer Schreib-tisch für alle Stände, besonders in Tanzlehen ungemainen Nutzen verschaffen kan. Denn dieser Maschinen-schreib-tisch ist also beschaffen, daß, wann ich mich an den Schreib-tisch setze, und eine Feder in die Hand nehme und damit einbunde, so drehen die zwey andern Federn sogleich mit mir ein, wovon die eine zur Rechten, die andere zur Linken ist, und eine jede ihr besonderes Dintensafz hat; jede hat ihr besonderes vorgelegtes Papier. Wann ich nun auf das vor mir liegende Papier schreibe, so fangen die zwei übrigen Federn zugleich auf ihrem Papier an, so schön und so nett, als wenn ich es selbst geschrieben hätte; höre ich auf, so hören sie auch auf, nehme ich Dinte, so nehmen sie auch Dinte. Mit einem Wort, Alles, was der Mensch macht, machen sie nach. Damit nun jedermann einen solchen Kunst-schreib-tisch sich zulegen könne, so ist der Preis davon nur 24 Dulaten. . . .“ Es folgen die Anpreisungen noch mehrerer anderer Karitäten. „Für das Sehen zahlet man nach Belieben, zu Maria Hüll im grünen Kranz im ersten Stod, wo man zum mittleren Thor hinein gehet, gleich linker Hand die steinerne Stiege hinauf, bey der französischen Schule.“ — Es scheint also keine Schreibmaschine in unserem Sinne gewesen zu sein, welche die Handschrift durch Lettern ersetzt hätte, sondern vielmehr eine durch einen Hebel-Mechanismus wirkende Kopiermaschine. —

## Theater.

Im Neuen, wie im Residenz-Theater wurden am Sonnabend und am Sonntag zwei halbdiletantische Familien-Schaufspiele zum ersten Male aufgeführt. Beide weisen gemeinsame Eigenschaften auf, wiewohl das eine in Wien, das andere bei Berlin spielt. In der Detailsführung, in einzelnen Scenen ist eine gewisse äußerliche Treue beobachtet, im Wesen regierte die Willkür übler Romane und übler Romansprache.

Der geschraubte Ton fiel besonders in dem Drama „Liebes-Heirat“ von einer Dame Frau Baumberg auf. Das ist die Novität des Neuen Theaters. An irgend einem Vorstadttheater Wiens soll das Stück an die hundertmal schon gegeben worden sein. Soldat' trauriger Familienbrei mundet eben vielen. Auch in Berlin wurde die Verfasserin mehrfach gerufen. Sie schildert, wie bei einer sogenannten Liebesheirat ohne Moneten das erträumte Glück leicht zerbreche. Die Not und der Gerichtsvollzieher lehren ein; und ist die Frau noch so tapfer, die Männerwelt taugt nicht viel. Die Skalmität verträgt der Mann im allgemeinen nicht, und ein früherer Oberleutnant insbesondere gar nicht. Die Liebe entweicht, man geht auseinander. Ein tief sinniges Beispiel!

Frau B u p e gab die Dulderin, mit deren Kleinen und großen Leiden das Publikum so zärtliches Mitleid hatte.

Auch im Familienschauspiel des Residenz-Theaters, „Rosa Riedel“ von Hans v. Wenzel, nahm ein höchst moralisches Publikum leidenschaftlich Partei für die Tugend. Das ausbündige Laster in Gestalt des feilen Mitgiftjägers, der zuerst die arme Rosa verführt, um nachher von der reichen Pferdehändlerin Frau Riedel Hab und Gut zu erpressen, erregte gerechte Entrüstung. Freilich, Frau Riedel, Köschens Mutter, ist nicht frei von Schuld. Sie lockte das Ungeheuer durch eine Heiratsannonce an. Frau Riedel ist Pferdehändlerin; aber die Vermählung einer Tochter ist doch sozulagen kein Pferdehandel; zu spät erfährt's die liebe Frau. Zum Glück ist ein anderer, schlichter Jüngling zur Hand, die reine Gegenfähigkeit zum Lasterhaften: Er vergiebt, was geschehen, und Köschens kriegt den Engel.

Derartige Vorstellungen werden hurtig einstudiert; routinieren Schauspielern machen die losen Typen keine sonderliche Mühe; und in ein paar Tagen ist der ganze Nummel vorbei und vergessen. —

—r. Thalia-Theater. Mit der Berliner Posse steht es heute trostloser denn je. Als Tricotstück lohnt sie sich nicht mehr, und die Versuche, sie in der harmlosen Form der siebziger Jahre wieder erstehen zu lassen, mußten mit täglichem Mißerfolg enden, weil diese teils kindlich-lustige, teils sentimentale Harmlosigkeit heute noch bei weitem lägenhafter erscheint als damals. So kam denn die Direktion Hasemann, die sich berufen fühlt, im Berlinischen zu machen und zu diesem Zweck Thomas den Einzigen als Gast engagiert hat, aus Sparamkeitsgründen auf den Einfall, die Tricotposse ohne Baden und Ausstattungsflitter zu geben. In dem nach diesem Recept bereiteten Schwan „Emil amüsiert sich“ sind die Blumensäle und die Chambres séparées hinter die Szene verlegt, und auf der Bühne spielt sich nur der Kagenhammer ab, den der auf Abwege geratene Ehemann zu erdulden hat. Es gehört nicht viel Prophetengabe dazu, um solcher Dürftigkeit den Mißerfolg zu verkünden. Herr Emil Thomas gab natürlich den versumpften Ehekrüppel, der diesmal in Gestalt eines Potsdamer Hauswirts auftritt, und schnitt die von Alters her gewohnten Gesichter. Die eifersüchtige Gattin ward mit gutem Humor von Frau C a h m a n n gespielt. Die beiden Verfasser des Stückes, die Herren Walter und Stein, waren verständig und ließen sich nicht durch den dünnen Beifall auf die Bühne loden. —

—r. Im Metropol-Theater hat Direktor Schulz sein altes Repertoirestück „Die eiserne Jungfrau“ wieder ans Licht gebracht. Die Musik des französischen Lustspiels vermochte nicht viel Einrud zu machen; desto amüsanter wurde die gepfefferte Handlung gefunden. Diese verderbte Welt hat ja der Sittenrichter zum Glück so viele, daß wir in solcher Rolle ziemlich überflüssig sind, und daher wollen wir ein Auge zudrücken über die gewagten Worte und gewagten Bilder, denen der Verfasser Clairville immer noch so viel Schlimm gegeben hat, daß sie sich von der Bote fern halten. Fräulein Worm spielte und sang die Hauptrolle mit vieler Eleganz und wurde von den Herren Zielscher, Wollmann und Helmerding flott unterstützt. —

## Musik.

Aus der Woche. Neben dem vielgenannten Dirigenten der „Königlichen“ und der Philharmoniker besitzt Berlin einige weniger hochgestellte und weniger genannte, aber darum nicht minderer Beachtung werthe musikalische Feldherren, die noch dazu im Dienste einer vollstümlicheren Musikpflege thätig sind. Auf Herrn Karl Z i m m e r konnten wir schon mehrmals anerkennend hinweisen. Seine regelmäßigen Konzerte im „Deutschen Hof“ verdienen, obgleich sie über den gewohnten Konzertypus nicht hinauskommen, doch nachdrückliche Beachtung. Sind wir über seine, unabhängig von Vungert komponierten „Irrfahrten des Odysseus“ nur durch eine Zeitungsnotiz unterrichtet, so konnten wir neulich im Benefiz-Konzert des (leider noch immer zu kleinen) „Berliner Sinfonie-Orchesters“ seine „sinfonische Phantasie“: „Die Tragödie des Menschen“ hören. Eine durchaus interessante und trotz naheliegender Vorbilder nicht „nachempfundene“ Programmmusik! Sie vermeidet Einzelmalerei, „nebelt“ aber nicht, sondern hat ebenso den Charakter des festen, bestimmten, gewichtigen, wie Herrn Zimmermanns Dirigierweise. Größere plastische Themen treten nicht eben auf; dennoch ist die Arbeit mehr eine motivische als eine instrumentale und „darstellende“. Sie beginnt mit eigenartigen hohen Flageoletttönen, denen ein Violine solo folgt, und leitet am Schluß zu ihrem Ausgang zurück. Das Orchester gab sich dem schwierigen und besonders der Trompete viel zumutenden Werke mit Eifer hin; der Beifall war reichlich. — In demselben Konzert sang Fr. Jeanne G o l z — deren etwas flackernder Ton und nicht recht energischer Vortrag bei ihrer sonstigen Lüstigkeit vielleicht auf Befangenheit zurückzuführen war — den neulich von Ewehl mit Klavier vorgetragene „Salomo“ von H. H e r m a n n, diesmal als „Vallade mit Orchester“; in dieser Form machte sich das Stück noch viel eindrucksvoller als in jener Form und erwies sich als eine willkommene Bereicherung der noch so spärlichen Original-Litteratur für Gesang mit Orchester, die hoffentlich doch einmal die Uebersetzungen aus fremden Gebieten verdrängen wird.

Ein anderer um Popularisierung der Musik hochverdienter Mann ist Karl M e n g e w e i n, Dirigent des Oratorienvereins, der eigenartigen „Berliner Konzertvereinigung Madrigal“ und sonstiger Chöre. Wir trafen ihn diesmal wieder, als er samt seinen trefflichen Madri-



galtsten in dem Konzert des Organisten Adolf Friedrich mitwirkte, u. a. mit einer eigenen Komposition. Solche Konzerte regen im allgemeinen mehr zu Dank für das so reichlich Gebotene als zu Kritik an, wie denn in ihnen auch Weisfalls- und Mißfallsbezeugungen fernbleiben. Um etwas mehr Sorgfalt in einigen Punkten darf man aber doch bitten. Kaum hatten wir neulich das Uebertragen fremder Stücke auf die Orgel beklagt, mit dem Beispiel von Mozarts Klarinetten-Quartett, so mußten wir jetzt in den zwei Orgelkonzerten, die wir in dieser Woche — ein sonntägliches in Wilmersdorf sogar aus drei damaligen Konzerten dieser Art — auswählten, jedesmal wieder das Quartett in Uebertragung für Cello und Orgel hören. Wenn aber schon, dann möge wenigstens die größte Vollkommenheit des Vortrages walten; allein der eine wie der andere Organist kam bei diesem einfachen Stück mit seinem Cellisten nicht zurecht. Herr Friedrich Finkle hätte dabei bald „ungeschmissen“; und als er Fräulein Helene Linsener zur bekannten Pfingstarie von Bach begleitete, sang sie (mit einer in der Höhe recht gepreßten Stimme) ihren Part etwa doppelt so langsam, als er in ihren Pausen weiter spielte. Doch bot in diesem zweitgenannten Konzert Herr Finkle unter anderem durch den Vortrag einer echten und reich registrierten Orgelphantasie über die alte jüdische Weise „Osantissima“ — von Friedrich Lutz (1820—1895), dem Komponisten des „Schmied von Ruhla“ — eine prächtige Gabe. In dem erstgenannten Konzert waren nur zwei geistliche Lieder ohne Worte für Violoncello und Orgel von W. A. M. u. d., recht dankbare, gefällige Meßopferstücke, die jedoch über Bekanntes, sogar über Gemeinplätze nicht hinauskommen. Daß überhaupt in diese ganze Litteratur Modernes so spärlich einbringt, sei ebenso als charakteristisch festgesetzt, wie der Umstand, daß nach den mir vorliegenden Berichten aus Wien jetzt dort ein Perosi-Kultus walte, der durch die allgemeine Anerkennung der sympathischen Persönlichkeit dieses Komponisten doch nicht allein erklärt werden kann, sondern nach allem, auch nach dem überaus geringen Raum, den dabei das kritische Eingehen auf die Musik selber einnimmt, wieder einmal zeigt, wie sehr an einem künstlerischen Erfolg äußere Schicksale beteiligt sind.

Zu den Chorvereinigungen in Berlin scheint der tüchtige Männerchor Alexander Weinbaum erst seit kurzem hinzugezogen zu sein. Sein neulichs Programm zeigte abermals, daß der Männergesang ebenso wie die „kirchliche“ Musik noch viel zu überwinden haben wird, bis er dem Stand der übrigen Musik nachkommt. Doch leuchteten ein Schubert und mehrere Schumann sowie ein erst melodischer „Gesang der Gothen an Alarichs Grab“ (mit Blasorchester) von Eduard Ludwig Liebe (geb. 1819), einem jetzt anscheinend selten gehörten Gesangs- und Klavierkomponisten, eindrucksvoll hervor.

Daß der neuliche „Populäre Kammermusik-Abend“ der Herren Barth usw., unter Mitwirkung Joachims und anderer und mit einem prachtvollen Programm — von Schubert das „Forsellenquintett“, von Mozart ein Stück aus der nicht genug zu schätzenden Menge serenadenartiger Kompositionen für Streicher und wenige Bläser (das Divertimento B-dur) und von Schumann das glanzvolle Klavierquintett — die Wohlharmonie wieder ganz füllte, ist begreiflich. Der klassischen Zurückhaltung der Vortragenden antwortet wohl auch die Kritik am besten mit Zurückhaltung und mit ehrentätigem Dank für so viel Spende.

Bei Fel. Sophie Schröters Lieder-Abend bemerkte mein Vertreter, daß ihre prächtige Stimme seit vorigem Jahr beträchtlich gelitten hat. Die ihr eigene gute Schule und ihr fein durchdachter Vortrag vermochten über das Tremolieren und Unreinsetzen nicht hinweg zu helfen. Offenlich trage das Unwohlsein, das die Sängerin zu entschuldigen hat, die Hauptschuld: es wäre schade um Material und Schule. — Ueber das Pensionsfonds-Konzert der Philharmoniker unter Nikisch höre ich, daß die geradezu hinreichende Leistung, die Dr. Ludwig Willner mit seiner Deklamation des Schumannschen „Manfred“ bot, wohl niemand vergessen wird, der ihn gesehen und gehört. Hier habe er wieder gezeigt, wie sehr er Künstler, tiefster Künstler ist; bei ihm leuchte der „göttliche Funke“ so, daß man davon mit erwärmt wird — wohl der größte Lohn eines Künstlers. Daß gegen ihn alles übrige in den Schatten tritt, möge vielleicht nur persönlicher Gesichtsmaß sein. —

**Kulturgeschichtliches.**

6. Erdene Handgranaten aus den Kreuzzügen. In den Sammlungen orientalischer Kunstgegenstände im Hause des deutschen Konsuls zu Damaskus, Lättike, befindet sich eine Handgranate aus Thon, über die der Verfasser in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ einen Bericht giebt. Sie wurde mit anderen im Jahre 1895 bei Fundamentierungsarbeiten auf dem Terrain des Grabens der alten Citadelle, auf dem ein neuer Bazar aufgeführt werden sollte, gefunden. In einer Tiefe von 2—5 Meter fanden die Arbeiter eine Anzahl Köpfe von getrautem Thon, die sie bis auf sechs zerstückten, da sie einen kostbaren Inhalt vermuteten. Erst 1897 wurden die mehr oder minder gut erhaltenen Köpfe von dem französischen Gelehrten Tribidex als Granaten erkannt, die mit griechischem Feuer gefüllt von den Sarazenen im Kampfe gegen die Kreuzfahrer verwendet wurden. Die Form der einzelnen Gefäße zeigt keine Abweichungen: sie sind etwa 12 Centimeter breit und haben etwa das Aussehen einer Erdbeerfrucht, auf deren Grund-

fläche ein runder Aufsatz mit einem Mundloch angebracht ist. Die Gefäße tragen, offenbar zum Zwecke des sicheren Anfassens beim Werfen, schuppenartige, zu einem Ornament angeordnete Vertiefungen und zum Teil luftige Schriftzeichen, die indessen unleserlich sind. Die Wände sind aus hartem Thon, zwischen 4 und 12 Millimeter dick. Daß diese Gefäße wirklich Granaten waren, spricht in erster Linie der Fundort in einer jedenfalls der Zeit der Kreuzzüge angehörenden Erdschicht des Citadellengrabens. Lättike vermutet, daß sie während des zweiten Kreuzzuges im Jahre 1148 bei der vergeblichen Vernehmung von Damaskus durch Kaiser Konrad III. gebraucht worden sind. Die Gefäße dürften in der Art ihrer Verwendung mit den Stinktöpfen auf eine Stufe zu stellen sein, die von den chinesischen Piraten auf das zu enternde Schiff geworfen werden und höchst widerliche Gase ausströmen, um so die Verteidigung der gefährdeten Stelle unmöglich zu machen. Aeshulich wurden diese Handgranaten mit griechischem Feuer gefüllt und angezündet, von der Mauer aus auf den stürmenden Feind geworfen, wo sie zerbrachen, so daß der heftig brennende und bei reichlichem Schwefelgehalt auch wohl erstickende Gase ausströmende Inhalt umhergeschleudert wurde. —

**Humoristisches.**

- Auf der Alm. Sennerrin: „Wein hab' ich keinen, aber Ziegenmilch können die Herrschaften bekommen!“
- Dame: „Wenn sie zu warm ist, — her damit!“
- Conlissenwig. Erster Sänger: „Wer war der erste Tenorist?“
- Zweiter Sänger: „Nun, wer?“
- Erster Sänger: „König Salomo, er ist berühmt durch sein Hohes Lied.“
- Bescheiden. Professor (zu seiner Frau): „Marie, ich bin sehr hungrig, kannst Du mir nicht für einen Augenblick ein Brötchen geben?“
- („Lust. Bl.“)

**Notizen.**

- Die diesjährige Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft wird zu Pfingsten in Weimar abgehalten werden. Den Festvortrag über Goethes „Prometheus“ wird Prof. Erich Schmidt (Berlin) halten. —
- Theodor Wolffs Schauspiel „Die Königin“ hatte bei der Erstaufführung im Wiener Deutschen Volkstheater keinen Erfolg. —
- Ein Quellen-Verzeichnis über Musiker und Musikgelehrte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat Robert Götner in Templin (M.-M.) bearbeitet. Das Werk wird etwa acht Bände zu je 80 Bogen umfassen, wobei als Preis 10 M. für den Band in Aussicht genommen sind. Der Druck wird beginnen, sobald eine genügende Anzahl Subskribenten vorhanden ist. Verleger sind Breitkopf u. Härtel. —
- Das vierzehnte schlesische Musikfest findet nach einer Meldung des „V. V. C.“ im Juni 1900 statt. —
- Den Reichel-Preis des Wiener Künstlerhauses (1000 Gulden) erhielt Paul Joanowits für sein großes Gemälde „Hermannschlacht“. —
- Eine Jakob Durlandt-Plakette ist von dem jungen schweizer Künstler Hans Frei (Basel) modelliert worden. Sie zeigt den verstorbenen Gelehrten in seinem scharfgeschnittenen Profil und ist künstlerisch sehr fein durchgeführt. Sie ist in Bronze gearbeitet und mißt 9 x 13 Centimeter. —
- In Delphi wurde in dem Braunen eines Hauses eine Marmorplatte mit einer Inschrift gefunden, die als ein Ehrendekret für Aristoteles, und zwar für die Aufstellung der Siegerliste in den pythischen Spielen, anzusehen ist. Dieses Dekret ist jetzt als der älteste und berühmteste der später so häufigen Ehrenbeschlüsse für litterarische und poetische Leistungen zu betrachten, von denen Nestle auf uns gekommen sind. —

- Vom Tiroler Landesauschuss werden seit zwei Jahren für die Einwendung des Kopfes von Giftschlangen Prämien gezahlt. Im letzten Jahre wurden 1073 Schlangenköpfe eingesandt, von denen 811 sich als Köpfe von Giftschlangen erwiesen. —
- Die elektrische Straßenbahn in Batavia auf Java ist in diesen Tagen mit gutem Erfolg in Betrieb gekommen; es ist die erste elektrische Tramway im holländischen Indien. —
- Das bazarische Rollschiff, von dem sein Erfinder sich so viel versprochen, gelangte in einem Hafen bei Portsmouth auf Abbruch zur Versteigerung. —
- Zwei neue Tunnel unter der Themse beabsichtigt der Londoner Grasschaftsrat auszuführen. —